Neue Zürcher Zeitung

Wladimir Putin gefällt sich als Rätsel

Der russische Präsident pflegt ein sorgfältig konstruiertes Selbstbild und bleibt dabei unnahbar. ***Von Ulrich M. Schmid***



Wladimir Putin markiert nach aussen Stärke und wird dafür von vielen bewundert, so auch von diesen Demonstranten in Belgrad. BERNADETT SZABO / REUTERS

«Was will er denn?», titelte «Die Zeit» in der vergangenen Woche schon fast verzweifelt. In der Tat würden alle gerne wissen, was im Kopf des russischen Präsidenten vorgeht. Dass es hier keine einfachen Antworten geben kann, ist Teil des Spiels. Wladimir Putin liebt es, sich als Sphinx zu präsentieren. Er geniesst das Orakeln westlicher Journalisten und Politiker, er schaut gerne zu, wenn andere die Nerven verlieren, er mag den grossen Auftritt vor den Medien. Wenn es eine Konstante in seinem Verhalten gibt, dann ist es die grandiose Inszenierung der eigenen Unberechenbarkeit. Worauf ist diese Grundhaltung zurückzuführen?

Die ausführlichsten Informationen über Putins Leben finden sich in einem Interviewband mit dem Titel «Aus erster Hand» aus dem Jahr 2000. Der Präsident konstruiert seine Biografie allerdings wie eine Geheimdienstlegende: Einzelne Elemente werden hervorgehoben und überdecken so die Lücken, die nicht für das breite Publikum bestimmt sind. Putins Ehefrau kommentierte das Erscheinen des Bands mit den Worten: «Bis dahin wusste nur ich von Putins Selbstverliebtheit, jetzt wissen es alle.»

Regeln befolgen und brechen

Wladimir Putin stammt aus einfachen Verhältnissen. Sein Vater kehrte als Kriegsversehrter aus dem Zweiten Weltkrieg zurück, seine Mutter verhungerte beinahe während der Leningrader Blockade. Vor dem Krieg hatten die Eltern bereits zwei Söhne auf die Welt gebracht. Beide verstarben aber auf tragische Weise im Kindesalter an Krankheiten. Als Wladimir geboren wurde, waren beide Eltern bereits über vierzig Jahre alt. Diese Konstellation erhöhte und erniedrigte ihn gleichzeitig: Er war ein Einzelkind, aber zugleich ein Nachzügler.

Putin wuchs in den Leningrader Hinterhöfen auf, wo das Faustrecht galt. Auch heute noch bezeichnet sich der Präsident im Rückblick auf seine Jugend mit einem gewissen Stolz als Rowdy. Der erste Prestigeraum war nicht die Schule, sondern der Sport. Putin tat sich im Boxen hervor, später im Judo. Bei beiden Kampfsportarten gefielen ihm der streng geregelte Ablauf und der gegenseitige Respekt der Kämpfer. Gleichwohl räumte er ein, dass es in seinem Training manchmal anders zuging: «Anstatt sich zu verbeugen, haute man dem Gegner gleich eine rein.»

Mit diesem Widerspruch ist ein zentrales Thema in Putins Verhaltensökonomie benannt: das Befolgen und Brechen von Spielregeln. Diese paradoxe Mischung zeigt sich deutlich in einer Ferienepisode aus Putins Studentenzeit. Mit Freunden schlich er sich ohne gültige Fahrkarten auf ein Schiff nach Odessa. Einer von ihnen wollte sich zunächst nicht am gemeinsamen Kauf von Dosenfleisch beteiligen, war aber später auf dem Schiff doch hungrig. Die Freunde gaben ihm nichts ab. Im Rückblick meinte Putin zu diesem Verhalten: «Das war hart, aber gerecht.»

Prägend war für Putin die KGB-Ausbildung, die sowohl legale als auch illegale Techniken umfasste. Seine Vorgesetzten beurteilten seinen Charakter als «verschlossen, nicht sehr gesellig». Sie attestierten ihm einen scharfen Verstand, fanden seine schriftlichen Arbeiten aber zu theoretisch. Bis heute zelebriert Putin an öffentlichen Auftritten seine Dossierkenntnis und zitiert aus dem Kopf umfangreiche Zahlenreihen und Statistiken. Zum Geheimdienstlehrgang gehörte auch das Trainieren der Fähigkeit, in Gefahrensituationen ruhig zu bleiben. In der Tat kontrolliert Putin seine Emotionen streng. In einem Fernsehinterview aus dem Jahr 2018 meinte Putin, dass ein Mensch, der ausser sich gerate, Schwäche zeige.

Der kollektive Regelbruch ist aus Putins Sicht nicht nur unproblematisch, sondern schweisst die mutigen Täter zusammen. Wer aber die Gemeinschaft der Regelbrecher aufkündigt, hat die Folgen zu tragen. Auf diesem Prinzip beruht auch die Auswahl der langjährigen Weggefährten Putins, die alle aus seiner Zeit in der Petersburger Stadtverwaltung stammen. Dazu gehört nicht nur der Tandem-Präsident Dmitri Medwedew, sondern auch der Chef von Rosneft Igor Setschin oder der Sekretär des Sicherheitsrats Nikolai Patruschew. Putin fordert Loyalität kompromisslos ein. In einem Fernsehinterview aus dem Jahr 2018 sagte er sogar, er könne alles verzeihen ausser Verrat. Gerade die grausamen Vergiftungsaktionen gegen ehemalige Geheimdienstmitarbeiter wie Alexander Litwinenko oder Sergei Skripal zeigen, dass sich Abtrünnige auch im Ausland nicht in Sicherheit wiegen können und noch lange nach dem Verrat bestraft werden.

Der kollektive Regelbruch ist aus Putins Sicht nicht nur unproblematisch, sondern schweisst die mutigen Täter zusammen.

Die rote Linie der Macht

Putin umgibt sein Leben mit einer Reihe von Tabus. Ganz im Gegensatz zu Gorbatschow oder Jelzin beschränkte Putin die öffentlichen Auftritte mit seiner Frau auf ein Minimum – das Ehepaar verkündigte seine Scheidung im Jahr 2013 beiläufig in einer Pause während einer Ballettvorstellung. Rigoros werden auch die beiden Töchter von der Öffentlichkeit abgeschirmt. Aufgrund eines ungeschriebenen Gesetzes thematisieren weder staatliche noch die wenigen verbliebenen unabhängigen Medien das Privatleben des Präsidenten. Als einer der wenigen setzte sich Alexei Nawalny über diese rote Linie hinweg, als er in seinem letzten Video über «Putins Palast» am Schwarzen Meer auch über eine heimliche Geliebte und eine uneheliche Tochter des Präsidenten berichtete.

Umso gnadenloser trifft Nawalny jetzt der Bannstrahl des Kremls – er sitzt im Gefängnis, wird mit immer neuen Strafverfahren überzogen und gilt offiziell als Terrorist. Putin belegt sogar Nawalnys Namen mit einem Tabu und bezeichnet ihn verächtlich als «Blogger» oder neuerdings als «Berliner Patienten». Putin spaltet sich mit solchen Tabuisierungen, die ihn selbst oder seine Gegner betreffen, in zwei Hälften auf: in eine öffentliche und in eine geheime Person. Beide Masken sind unnahbar: die öffentliche wie ein Monarch, die geheime wie ein Mönch.

Nach über zwanzig Jahren an der Macht zeigen sich Putins politische Vorlieben in aller Deutlichkeit. Die Innen- und die Finanzpolitik überlässt er mittlerweile gerne Technokraten, denen er persönlich vertraut. Sein eigentliches Spielfeld ist die Aussenpolitik, deren Leitlinien er fast diktatorisch definiert. Entsprechend blass wirkt die Gestalt von Sergei Lawrow, der seit 2004 russischer Aussenminister ist und kaum mehr eigenen Gestaltungsspielraum hat. Gerüchteweise sprach sich Lawrow gegen die Annexion der Krim aus, letztlich erteilte aber Putin den Marschbefehl.

Für solch souveränes staatliches Handeln gibt es zahlreiche historische Vorbilder. Putin bewundert etwa Peter den Grossen, der das russische Zarenreich durch den Sieg über Schweden in ein Imperium verwandelte. Attraktiv ist Peter für Putin, weil er sich für eine Modernisierung nach europäischem Vorbild einsetzte und gleichzeitig die Position Russlands auf dem internationalen Parkett nachhaltig stärkte. Bereits vor zwanzig Jahren entwarf Putin seine Vision für Russland entlang dieser Leitlinien: «Wir sind ein Land mit europäischer Kultur, nicht mit Nato-Kultur.» Putins Lieblingszar ist der autoritäre Alexander III., der behauptet hatte, Russland habe nur zwei Verbündete, die Armee und die Flotte. Genau von dieser Maxime lässt sich auch Putin leiten: Allianzen schwächen die eigene Souveränität, weil man nicht mehr frei entscheiden kann. In der Tat hat Russland heute zwar zeitweilige Bündnispartner wie die Türkei oder China, aber keine Freunde.

Unter den Sowjetführern findet Putin kaum Vorbilder. Schon in den neunziger Jahren erkannte er, dass die administrative Kommandowirtschaft eine volkswirtschaftliche Sackgasse darstellte. Gleichzeitig forderte er die Stabilisierung der staatlichen Ordnung, die aus seiner Sicht immer auch mit geheimdienstlichen Mitteln durchgesetzt werden musste. Deshalb empfand Putin besondere Sympathie für amerikanische Gesprächspartner mit einem CIA-Hintergrund wie Henry Kissinger oder George Bush. Unter den westlichen Staatslenkern bewundert Putin Napoleon und de Gaulle. Der Hasardeur Napoleon mag ihm mit seinem Bekenntnis zur Kälte als wichtigstem Merkmal von Befehlshabern imponieren, an de Gaulle gefällt ihm wohl die Verbindung von Führungsstärke und Patriotismus.

Absinken und Auftrumpfen

Putins politische Urszene spielte sich im Jahr 1989 in Dresden ab. Die protestierende Bevölkerung hatte bereits das Stasi-Gebäude gestürmt und nahm nun die örtliche KGB-Residenz ins Visier. Putin trat vor die aufgebrachte Menge und versuchte sie zu beschwichtigen. Dabei liess er auch die bewaffnete Wache aufmarschieren. Im Rückblick nannte er diese Schlüsselszene den «Ausdruck einer tödlichen Krankheit» – der «Paralyse der Macht».

Als Putin zehn Jahre später Ministerpräsident wurde, entfesselte er als Erstes einen neuen Tschetschenienkrieg, weil er die Russische Föderation vor dem Schicksal der Sowjetunion bewahren wollte. Wenig später fiel Putin bei seiner medialen Feuertaufe durch. Als im August 2000 das Atom-U-Boot «Kursk» sank, starben 118 Seeleute. In einem Fernsehinterview mit Larry King zeigte sich Putin teilnahmslos und antwortete auf die Frage, was mit der «Kursk» passiert sei: «Sie ist gesunken.» Diese Antwort schadete ihm in der russischen Öffentlichkeit enorm. Putin lernte schnell und verwandelte das Fernsehen in seine vielleicht wichtigste Machtressource. Seit 2001 stellt sich Putin jedes Jahr in der mehrstündigen Sendung «Der direkte Draht» den Fragen der Bevölkerung.

Putins offizielles Auftreten speist sich aus einer Mischung aus Minderwertigkeitsgefühl und Auftrumpfen. Er fühlt sich am sichersten, wenn er die öffentliche Meinung in Russland hinter sich hat und im Scheinwerferlicht der westlichen Medien steht. Letzteres hat er bereits erreicht.

Ulrich M. Schmid ist Professor für Kultur und Gesellschaft Russlands sowie Prorektor Aussenbeziehungen an der Universität St. Gallen.